

MANFRED GÖRTEMAKER

---

# Deutschland und der Westen

GEDANKEN ZUM  
20. JAHRHUNDERT

---



be.bra  
wissenschaft verlag



MANFRED GÖRTEMAKER

# DEUTSCHLAND und der Westen

Gedanken zum 20. Jahrhundert

Herausgegeben von Michael C. Bienert, Stefan Kreuzberger,  
Kristina Hübener und Matthias Oppermann

**be.bra**  
wissenschaft verlag

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek  
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation  
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische  
Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Alle Rechte vorbehalten.

Dieses Werk, einschließlich aller seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt.  
Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist  
ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere  
für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen, Verfilmungen  
und die Einspeicherung und Verarbeitung auf DVDs, CD-ROMs, CDs, Videos,  
in weiteren elektronischen Systemen sowie für Internet-Plattformen.

© be.bra wissenschaft verlag GmbH

Berlin-Brandenburg, 2016

KulturBrauerei Haus 2

Schönhauser Allee 37, 10435 Berlin

[post@bebra-wissenschaft.de](mailto:post@bebra-wissenschaft.de)

Lektorat: Leonie Kayser und Matthias Zimmermann, Berlin

Umschlag: typgerecht, Berlin

Coverbild: Berlin-Besuch von US-Präsident John F. Kennedy, Kundgebung vor dem Rathaus  
Schöneberg, 26. Juni 1963 (Landesarchiv Berlin, F Rep. 290, Nr. 0090541, Max Jacoby)

Autorenporträt (S. 303): Karla Fritze / Universität Potsdam

Satz: typgerecht, Berlin

Schrift: DTL Paradox 10/14 pt

Druck und Bindung: Finidr, Český Těšín

ISBN 978-3-95410-078-1

[www.bebra-wissenschaft.de](http://www.bebra-wissenschaft.de)

# Inhalt

Manfred Görtemaker als Historiker

Ein Vorwort

7

## I. Das gescheiterte Reich

Helmuth von Moltke und das militärische Führungsdenken  
im 19. Jahrhundert

17

Zwischen Demokratie und Diktatur

Otto Braun in der Weimarer Republik

43

Das Ende Preußens

1933–1947

59

Der Flug des Paladins

71

Rache der Sieger oder Suche nach Gerechtigkeit?

Der Nürnberger Hauptkriegsverbrecherprozess 1945/46

83

## II. Vermessungen des Ost-West-Konflikts

Das Jahr 1944 aus welthistorischer Perspektive

103

Die Ursprünge der »neuen Ostpolitik« Willy Brandts

123

Reagan-Amerika und Westeuropa

Plädoyer für eine konstruktive Zusammenarbeit

139

Bündnis mit Zukunft Krisen und Strukturveränderungen erfordern eine Umgründung der Atlantischen Allianz	167
---	-----

### III. Ein europäisches Deutschland

John Foster Dulles und die Westintegration der Bundesrepublik Deutschland Zur konzeptionellen Entstehung der Dullesschen Europa- und Deutschlandpolitik	189
Sehnsucht nach Geborgenheit Protestbewegungen in der Bundesrepublik. Eine Analyse	217
Politische Kultur und Friedensdiskussion	221
Der friedliche Umbau der europäischen Ordnung und die Bonner Politik	225
Kanzlerdemokratie	251
Zur politischen Diskussion der Leitkultur in der Bundesrepublik	287
Verzeichnis der Erstveröffentlichungen	301
Der Autor	302
Die Herausgeber	304

# Manfred Görtemaker als Historiker

## Ein Vorwort

Spätestens seit den 1970er-Jahren will die Klage über eine Krise der Geschichtswissenschaft nicht mehr verstummen. Erfüllen die Historiker noch ihren Zweck? Haben sie überhaupt einen Zweck? Oder haben sie das Terrain, das sie einst besetzt hielten, längst den Journalisten, Politikwissenschaftlern und anderen Beobachtern überlassen, deren Geschäft die Beschreibung des oftmals nur Flüchtigen, nur kurzfristig Relevanten ist? Es ist nach wie vor eine offene Frage, ob die Erklärung der Gegenwart aus der weit ausgreifenden Kenntnis des Vergangenen, die die deutsche Geschichtswissenschaft einmal geprägt hat, wirklich ausgedient hat. Diejenigen, die sie retten oder rehabilitieren wollen, verweisen gern auf die englischsprachige Welt, auf die prominenten Historiker, die vor allem in Großbritannien und Amerika einer interessierten, aber oft ahnungslosen Öffentlichkeit die Geschichte ihres Landes ebenso zugespitzt wie farbig im Fernsehen präsentieren. Und es stimmt ja: wer die populäre Vermittlung von Geschichte nicht denen überlassen will, die sie nicht professionell erforschen, muss den Mut haben, den Schritt von der Studierstube in die Öffentlichkeit zu machen. Dafür muss er nicht unbedingt das Fernsehen, das Internet oder andere Formen moderner medialer Vermittlung wählen. Auch das Buch dient der Unterrichtung eines breiteren Publikums, wenn es richtig verstanden wird – nämlich als Mittel, den behandelten Gegenstand, über die Liebe zum Detail und zur gelehrsamten Beweisführung hinaus, anschaulich und ansprechend zu vermitteln.

Doch all diejenigen, die die mangelnde Sichtbarkeit der Geschichtswissenschaft in der Öffentlichkeit beklagen, bestreiten, dass die Bücher von Universitätshistorikern diesen Zweck noch erfüllen. Schon im Jahr 1977 hat Joachim Fest kritisiert, die Geschichtswissenschaft habe die »deutsche Öffentlichkeit aus ihrer Vorstellung verabschiedet«, sie gebe sich »selbstvergessen ihren akademischen Lützen und Glasperlenspielen hin«.<sup>1</sup> Das mag es geben, ganz gewiss sogar. Aber es gibt auch das Gegenteil, wie eine Vielzahl von neueren Biografien und Gesamtdarstellungen zeigt. Es gibt noch Historiker in Deutschland, die bei allem Forscherdrang,

bei aller Akribie und Detailtreue das Publikum im weitestmöglichen Sinne nicht aus den Augen verlieren. Einer von ihnen ist der Autor der Aufsätze und Artikel, die in diesem Band versammelt sind. Manfred Görtemaker, in dessen Werk hier eingeführt werden soll, hat sich immer gleichermaßen als Erforscher und Vermittler von Geschichte verstanden, was nicht zuletzt darauf zurückzuführen ist, dass er zunächst an eine Karriere als Journalist gedacht hatte.

Dass er schließlich doch den universitären Weg einschlug, hat verschiedene Gründe. Wie so oft spielen auch bei Görtemaker zufällige Entwicklungen, Gelegenheiten, die sich boten, und Ereignisse, die ihn beeinflussten, eine wichtige Rolle. Hätte er, nachdem er im Jahr 1977 seine von Ulrich Albrecht betreute politikwissenschaftliche Dissertation über die Entspannungspolitik seit den frühen 1960er-Jahren eingereicht hatten,<sup>2</sup> nicht die Möglichkeit erhalten, als Assistent von Arnulf Baring zu arbeiten, wäre er wohl nicht in der Wissenschaft geblieben. Und wäre Baring nicht 1976 vom Otto-Suhr-Institut auf den Lehrstuhl für Zeitgeschichte und Internationale Beziehungen am Friedrich-Meinecke-Institut der Freien Universität Berlin gewechselt, wäre Görtemaker vielleicht Politikwissenschaftler geblieben.

Selbst dann jedoch hätte er nicht ablegen können, was ihn seit seiner Jugend geprägt hat. Schon bei seinen ersten journalistischen Gehversuchen, als Redakteur der Schülerzeitung am Gymnasium von Westerstede im Ammerland, reizte ihn die Beobachtung des Geschichtlichen am Gegenwärtigen. Und es ist, als er parallel zu seinem Grundstudium in den Fächern Politische Wissenschaft, Neuere Geschichte, Soziologie und Publizistik an der Westfälischen Wilhelms-Universität Münster ein Volontariat bei der Siegener Zeitung absolvierte, zu seinem bis heute gültigen journalistischen Ideal geworden, den Lesern ihre Welt mit einem Rückgriff auf die Zeitgeschichte zu erklären.

Was für den Journalisten gilt, trifft, anders gewendet, auch auf den Historiker zu. Eine Zeitgeschichtsschreibung, die ihr Potenzial, gegenwärtige Phänomene und Entwicklungen zu erhellen, nicht ausschöpft, erfüllt ihre Aufgabe aus Görtemakers Sicht nur zur Hälfte. Als einer der ersten Zeithistoriker hat er daher dafür plädiert, die Berliner Republik, also die deutsche Geschichte nach 1990, als Forschungsgebiet zu erschließen.<sup>3</sup> Das war nur folgerichtig für einen Historiker, der in mehr als 25 Monografien und Sammelbänden sowie einer kaum überschaubaren Zahl an Aufsätzen und anderen Beiträgen die Wechselfälle des deutschen Nationalstaates in all seinen Facetten untersucht und in Beziehung zur Geschichte des liberalen Westens gesetzt hat.

Bei der Betrachtung der Entwicklung der Deutschen von der Aufklärung im 18. Jahrhundert bis zur Gegenwart hat Görtemaker auf der einen Seite nie die Positionen der sogenannten »Sonderwegsthese« übernommen. Aus seiner Sicht musste Deutschland nicht erst im Westen ankommen. Auf der anderen Seite hat er aber stets das ambivalente Verhältnis der Deutschen zum Westen hervorgehoben, die Tatsache, dass man einen Standpunkt haben kann, ohne ihn zu kennen, den Reiz, aus einem vernünftigen Rahmen auszubrechen, um sich dem Abenteuer eines schädlichen Eigenwegs hinzugeben. Die Geschichte der Bundesrepublik Deutschland, die er in einer heute als Standardwerk zu betrachtenden Gesamtdarstellung beschrieben hat,<sup>4</sup> ist für ihn deshalb weniger eine erstmalige Ankunft im Westen als vielmehr eine Rückkehr in den für Deutschland einzig verträglichen historischen-politischen Rahmen und zugleich eine Festigung der Anerkennung dieses Rahmens, der niemals wieder verlassen werden darf. Die Bundesrepublik mit ihrer nach außen und innen ausstrahlenden Stabilität und Verlässlichkeit ist für Görtemaker das positive Gegenbild zu den Versäumnissen und Irrwegen des wilhelminischen Deutschland und vor allem zu der aus den zuvor gemachten Fehlern hervorgegangenen nationalsozialistischen Tyrannei.

Dabei versteht er die Verwurzelung der Bundesrepublik durchgehend als zweigleisigen Prozess und stuft die europäische Integration als ebenso wichtig ein wie die transatlantische Ausrichtung. Gleichwohl hat ihn Letzteres in erheblich höherem Maße persönlich geprägt. Ohne die frühe Begegnung mit der liberalen Kultur und Politik der angelsächsischen Welt wäre er nicht derjenige geworden, der er heute ist. Die Liste an konkreten Begegnungen ist lang: 1980/81 John F. Kennedy Memorial Fellow an der Harvard University; 1982/83 Visiting Assistant Professor of Overseas Studies an der Stanford University; 1989/90 Krupp Foundation Senior Associate am Institute for East-West Security Studies in New York; 1995 Gastprofessor an der Duke University in Durham, North Carolina; 1999 Gastprofessor am Dartmouth College in Hanover, New Hampshire; 2002/03 Visiting Fellow am St Antony's College der University of Oxford. Es ist nicht übertrieben festzustellen, dass Manfred Görtemaker wohl nichts stärker geprägt hat als die Großzügigkeit und inspirierende Atmosphäre vor allem amerikanischer Universitäten. Die Anziehungskraft, die gerade die englischsprachige Welt auf ihn ausübte, kann man nicht zuletzt mit seiner Herkunft erklären. Am 28. April 1951 in Großoldendorf im Landkreis Leer geboren und dort aufgewachsen, hat Görtemaker die Nüchternheit, stille Beharrlichkeit und den Unabhängigkeitsgeist seiner ostfriesischen Heimat verinnerlicht. In den Vereinigten Staaten, später aber ebenso in England mag

er eine weltläufige Entsprechung jener pragmatischen und zupackenden Lebenseinstellung gefunden haben, mit der er aufgewachsen ist. Auch deshalb wurde der Westen zur wichtigsten Referenz seines historisch-politischen Denkens.

Es ist daher nicht verwunderlich, dass am Beginn seiner Karriere zwei Arbeiten standen, in denen die Vereinigten Staaten eine prominente Rolle spielen: zum einen die aus der Dissertation hervorgegangene Monografie *Die unheilige Allianz*, in der er sich mit der Geschichte der Entspannungspolitik auseinandersetzt;<sup>5</sup> zum anderen seine 1989 eingereichte Habilitationsschrift über John Foster Dulles und die amerikanische Deutschlandpolitik. Diese frühen Arbeiten atmen den Geist des Mannes, der Manfred Görtemaker in seinem Studium am meisten beeindruckte und beeinflusste. Es ist fraglich, ob er sich ohne das Vorbild Richard Löwenthals, dessen Lehrveranstaltungen er an der Freien Universität besuchte, den Internationalen Beziehungen und vor allem dem Staatensystem des Kalten Kriegs zugewandt hätte. Wer Görtemaker kennt, weiß, dass es Löwenthal war, der ihn erst auf die richtige Spur setzte und ohne den diese Laufbahn ganz gewiss völlig anders verlaufen wäre. An Löwenthal faszinierte Görtemaker nicht nur dessen stupende Belesenheit und analytische Schärfe, sondern auch die weltläufige Liberalität dieses gemäßigten Sozialdemokraten, den man auf seinem Gebiet nur mit Raymond Aron vergleichen konnte.

Umso erstaunlicher mag es da erscheinen, dass diese Fokussierung auf die Internationalen Beziehungen im Allgemeinen und den Kalten Krieg im Besonderen nicht von Dauer war. Das ist darauf zurückzuführen, dass Görtemaker auch in den Zeiten, in denen er sich, inspiriert von Löwenthal, vor allem mit dem ideologischen und machtpolitischen Gegensatz der beiden Weltmächte befasste, ein ausgeprägtes Interesse an der deutschen Geschichte des 19. und 20. Jahrhunderts hatte. Schon im Jahr 1983 veröffentlichte er eine Überblicksdarstellung über die deutsche Geschichte im 19. Jahrhundert, die schnell zum gefragten Lehrbuch an Schulen und Universitäten avancierte.<sup>6</sup> Indem er beide Interessensgebiete verband, gelangte er bald zur Frage nach dem Wesen der Bundesrepublik Deutschland, nach ihren innen- und außenpolitischen Bedingungen. Der erste Schritt dazu war die Unterstützung, die er Arnulf Baring bei der Vorbereitung und Abfassung von dessen Buch über die sozial-liberale Koalition zuteilwerden ließ. Baring war großzügig genug, deutlich zu machen, dass Görtemaker bei der gemeinsamen Arbeit am *Machtwechsel* nicht nur einen großen Teil der Archivstudien für ihn übernommen, sondern auch einige Kapitel des Buches verfasst hatte.<sup>7</sup> Für großes öffentliches Aufsehen sorgten insbesondere die Abschnitte über die Hintergründe der

Guillaume-Affäre und den Rücktritt Willy Brandts vom Amt des Bundeskanzlers am 7. Mai 1974. Die Überlegungen, die Görtemaker darin anstellte, hat er in der Folgezeit konsequent erweitert, bis sie schließlich im Jahr 1999 in die Veröffentlichung seiner schon erwähnten Geschichte der Bundesrepublik mündeten.

Als er sie der Öffentlichkeit präsentierte, war er bereits seit sieben Jahren Inhaber der Professur für Neuere Geschichte I (19./20. Jahrhundert) an der Universität Potsdam. Mit großem Engagement beteiligte er sich dort am Aufbau und der Profilierung des Historischen Instituts als Ort der Forschung und Lehre. 1994/95 amtierte er als Prorektor der Universität und saß von 2001 bis 2004 dem Senat der Hochschule vor, dem er seit 2014 abermals angehört. Darüber hinaus war oder ist er Mitglied zahlreicher Wissenschaftlicher Beiräte und Kuratorien, so etwa des Zentrums für Zeithistorische Forschung in Potsdam (1996 bis 2004), des »Memoriums Nürnberger Prozesse« (2006 bis 2010), der Point Alpha Stiftung (2009 bis 2015) sowie der Stiftung Ernst-Reuter-Archiv (seit 2012). Und schließlich ist Görtemaker seit 1998 Vorsitzender des Wissenschaftlichen Beirat des Zentrums für Militärgeschichte und Sozialwissenschaften der Bundeswehr.

All diesen Aufgaben hat er sich immer pflichtschuldig gewidmet, weil er neben seinen Tätigkeiten in Forschung und Lehre gerne etwas in der Universität und in anderen Einrichtungen bewegt. Am wichtigsten dürfte es ihm aber sein, über die Universität und das akademische Milieu im engeren Sinne hinaus zu wirken. Seine Fähigkeit, komplexe Zusammenhänge auf das Wesentliche zu komprimieren und so anschaulich zu erklären, dass sie auch für den historisch interessierten Nicht-Fachmann verständlich bleiben, macht ihn zu einem bevorzugten Gesprächspartner von Journalisten gedruckter und audiovisueller Medien. Wie er selbst immer wieder betont, geht es ihm dabei um die plastische Vermittlung von historischer Erkenntnis, ohne dass dabei die eigenen wissenschaftlichen Ansprüche, die hierzu das Fundament bilden, aufgegeben werden. Kurz: es geht ihm darum, die eingangs angesprochene Entfremdung zwischen Geschichtswissenschaft und Öffentlichkeit so weit wie möglich aus der Welt zu schaffen. Das ist, neben dem Drang zur historischen Aufklärung, einer der Gründe dafür, dass er im Januar 2012 der damaligen Bundesjustizministerin Sabine Leutheusser-Schnarrenberger zusagte, die Unabhängige Wissenschaftliche Kommission beim Bundesministerium der Justiz zur Aufarbeitung der NS-Vergangenheit zu leiten. Auch bei dieser Tätigkeit, die er gemeinsam mit dem Juristen Christoph Safferling ausübt, strebt er danach, ein möglichst breites Publikum zu erreichen, weil historische Aufarbeitung aus seiner Sicht nur dann einen Sinn hat, wenn sie über den Kreis der Historiker hinaus

zum Nachdenken anregt. Die eingängige Vermittlung von Geschichte bleibt sein wichtigstes Ziel.

Mit Blick auf das Leitmotiv seines akademischen und publizistischen Schaffens wollen ihn die Herausgeber des vorliegenden Bandes bei diesem Unterfangen unterstützen. *Deutschland und der Westen* – der Titel dieses Sammelbandes, der anlässlich von Manfred Görtemakers 65. Geburtstag erscheint, verweist auf das, was ihn während seiner Karriere durchgehend beschäftigt hat. Interessierte Leserinnen und Leser werden dazu eingeladen, das Buch als eine Art Einführung in sein Werk zu entdecken. Die versammelten Texte sind alle bereits publiziert, einige vor vielen Jahren, sie sind aber neu geordnet worden, sodass sie ein kohärentes Ganzes bilden und die Antworten widerspiegeln, die Görtemaker ein ums andere Mal auf die vielen Fragen gegeben hat, die sich im Zusammenhang mit Deutschlands Verhältnis zum Westen stellen.

Die ausgewählten Aufsätze, Zeitungsartikel und Buchbesprechungen, die Manfred Görtemaker zwischen 1981 und 2014 veröffentlicht hat, sind in diesem Band nicht chronologisch angeordnet, sondern sie folgen drei großen inhaltlichen Schwerpunkten. Der erste Teil ist der preußischen und deutschen Geschichte des 19. und frühen 20. Jahrhunderts gewidmet. Hier finden sich biografische Skizzen zu so unterschiedlichen Persönlichkeiten wie dem preußischen Generalfeldmarschall und Chef des Generalstabs Helmuth von Moltke, dem Ministerpräsidenten des Freistaats Preußen in der Weimarer Republik Otto Braun und dem Stellvertreter Hitlers Rudolf Heß. Unter dem Titel »Vermessungen des Ost-West-Konflikts« werden im zweiten Teil insgesamt vier Beiträge zur Entwicklung des Kalten Krieges zusammengefasst. Hervorzuheben sind hier nicht zuletzt die zwei Publikationen aus den frühen 1980er-Jahren, in denen Görtemaker als entschiedener Befürworter des atlantischen Bündnisses auftrat – zu diesem Zeitpunkt angesichts der harten öffentlichen Auseinandersetzungen über den NATO-Doppelbeschluss in der akademischen Welt keine selbstverständliche Position. Der dritte Teil rückt dann die Bundesrepublik als Bestandteil und als Akteur der Westbindung und der europäischen Integration in den Mittelpunkt.

Die Herausgeber haben die ausgewählten Texte vor der Veröffentlichung unter rein formalen Gesichtspunkten leicht redaktionell bearbeitet. So wurden die Anmerkungsapparate der einzelnen Beiträge zugunsten des Gesamtbildes vereinheitlicht. Vor allem wurde die Rechtschreibung dort behutsam an die neuen Regeln angepasst, wo es notwendig war. Druckfehler der Vorlagen wurden stillschweigend korrigiert. An einzelnen Stellen erfolgten leichte Kürzungen.

Abschließend verbleibt es den Herausgebern, allen Beteiligten für ihre Mitarbeit bei der Vorbereitung des Bandes zu danken. Unser erster Dank gilt allen Verlagen und Institutionen, die uns den Abdruck der hier veröffentlichten Texte gestattet haben. Sehr verbunden fühlen wir uns dem Verleger des be.bra wissenschaft verlags, Ulrich Hopp, sowie dessen Programmleiter Robert Zagolla. Beide zeigten sich von der Idee zu diesem Projekt von Beginn an überaus angetan. Das Lektorat lag in den bewährten Händen von Leonie Kayser und Matthias Zimmermann. Bei der redaktionellen Vorbereitung der Texte für das druckfähige Manuskript standen uns Björn Grötzner, Max Kindt und Evgenij Zinger zur Seite. *Last but not least* gebührt unser herzlicher Dank Heike Görtemaker. In einer geradezu konspirativen Atmosphäre hat sie uns wichtige Hinweise und Ratschläge gegeben.

Berlin, Potsdam und Rostock im April 2016  
Michael C. Bienert, Stefan Kreuzberger,  
Kristina Hübener und Matthias Oppermann

#### Anmerkungen

- 1 Joachim Fest: Noch einmal: Abschied von der Geschichte. Polemische Überlegungen zur Entfremdung von Geschichtswissenschaft und Öffentlichkeit (1977), in: ders.: Nach dem Scheitern der Utopien. Gesammelte Essays zu Politik und Geschichte, Reinbek bei Hamburg 2007, S. 247–270, hier S. 251.
- 2 Vgl. Manfred Görtemaker: Entspannungspolitik und europäische Sicherheit. Konflikt und Kooperation im Ost-West-Verhältnis 1962–1977, Diss. phil., FU Berlin 1977.
- 3 Vgl. ders.: Unifying Germany, 1989–1990, New York 1994. – Ders.: Die Berliner Republik. Wiedervereinigung und Neuorientierung, Berlin 2009.
- 4 Vgl. ders.: Geschichte der Bundesrepublik Deutschland. Von der Gründung bis zur Gegenwart, München 1999.
- 5 Vgl. ders.: Die unheilige Allianz. Die Geschichte der Entspannungspolitik 1943–1979, München 1979.
- 6 Vgl. ders.: Deutschland im 19. Jahrhundert. Entwicklungslinien, Opladen 1983. – Ders.: Kleine Geschichte der Bundesrepublik Deutschland, München 2002.
- 7 Vgl. Arnulf Baring (in Zusammenarbeit mit Manfred Görtemaker): Machtwechsel. Die Ära Brandt-Scheel, Stuttgart 1982, S. 23 f.



# I. Das gescheiterte Reich



# Helmuth von Moltke und das militärische Führungsdenken im 19. Jahrhundert

Als die preußische Armee 1864 gegen Dänemark und wenig später gegen Österreich und Frankreich zu Felde zog, tat sie dies gewissermaßen aus dem Stand. Seit dem Wiener Kongress von 1814/15 hatte sich Preußen ein halbes Jahrhundert lang einer aktiven Rolle in der europäischen Politik enthalten. Während die Armeen der anderen europäischen Hauptmächte mehrfach kleinere oder größere Kriege führten, beschränkte sich Preußen zwischen 1830 und 1859 auf vereinzelt Mobilmachungen in der Erwartung von Kriegsbeteiligungen, die nicht zustande kamen, sowie auf einige militärisch unbedeutende Aktionen zur Niederschlagung der Revolution von 1848/49. Der Militärstaat Preußen und darüber hinaus ganz Deutschland schienen derart friedlich geworden, dass man im Stile eines gepflegten Vorurteils oft nur noch vom »Land der Dichter und Denker« sprach: unfähig zur Politik, unfähig zum Krieg. Nach der Schlacht bei Königgrätz 1866, als sich die Gründung des Deutschen Reiches abzeichnete, attestierte die britische Presse deshalb lediglich Bismarck, nicht aber der preußischen Armee oder gar dem deutschen Volk den Willen zur machtpolitischen Durchsetzung der deutschen Einheit. Otto von Bismarck, so hieß es zum Beispiel, war »der einzige Mensch in Deutschland, der wusste, was er wollte; ohne ihn würden bei dem sittlich-schüchternen Volk der Deutschen die Einheitsbestrebungen niemals Wirklichkeit geworden sein«.<sup>1</sup>

Dies war natürlich eine grobe Vereinfachung, die vor allem die Frage unbeantwortet ließ, wie es einer Armee, die seit beinahe zwei Generationen kaum noch praktische Kampferfahrung besaß, gelingen konnte, innerhalb weniger Jahre zur mächtigsten Kraft auf dem europäischen Kontinent heranzuwachsen – eine Tatsache, die sie wenig später mit dem Sieg über Frankreich 1870/71 noch einmal eindrucksvoll unter Beweis stellen sollte. Wer dafür nach Erklärungen sucht, stößt vor allem auf Helmuth von Moltke, seit 1857 Chef des preußischen Generalstabes und damit in leitender Funktion an der Heeresreform unter Wilhelm I. sowie an der Kriegführung gegen Dänemark, Österreich und Frankreich beteiligt.<sup>2</sup> Während

Bismarck dem Reich politisch den Weg ebnete, sorgte Moltke für die notwendigen militärischen Weichenstellungen. Am Ende machten erst Moltkes Siege den Erfolg Bismarcks möglich.

Allerdings war es nicht Moltke allein, der – 200 Jahre nach Friedrich dem Großen – mit disziplinierter Generalstabsarbeit, strategischem Geschick und der konsequenten Nutzung technischer Neuerungen für ein Wiedererstarken der preußischen Militärmacht sorgte. Wesentlichen Anteil daran hatten ebenfalls der Hannoveraner Gerhard von Scharnhorst und der in Sachsen geborene, aber einem oberösterreichischen Geschlecht entstammende August Graf Neidhardt von Gneisenau, die im ersten Drittel des 19. Jahrhunderts das friderizianische Heer aus seiner absolutistischen Erstarrung lösten und eine moderne Nationalarmee schufen, die nach 1857 die Basis der Moltkeschen Reorganisation bildete. Die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht ging dabei unter dem Eindruck der napoleonischen Kriege mit dem Versuch einher, nicht nur die Struktur der Armee, sondern auch das strategische Führungsdenken den Erfordernissen der Neuzeit anzupassen. Stellvertretend sei in diesem Zusammenhang Carl von Clausewitz genannt, der mit umfangreichen militärtheoretischen Studien dazu beitrug, das Verhältnis von Militär und Politik neu zu definieren und – gemeinsam mit Scharnhorst und Gneisenau – den Geist der preußischen Armee zu verändern.<sup>3</sup>

## I.

Friedrich der Große hatte Preußen durch seine militärischen Leistungen in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts zu europäischer Bedeutung verholfen, jedoch keinen adäquaten Nachfolger gefunden, der sein Werk hätte fortsetzen können. So wurde Napoleon der Sieg im Herbst 1806 leicht gemacht: In nur fünf Tagen war das preußische Heer – nur teilweise mobilisiert und rüstungsmäßig kaum vorbereitet – besiegt. Im Auftaktgefecht eines preußischen Beobachtungskorps gegen die Franzosen bei Saalfeld am 10. Oktober fiel auch Prinz Louis Ferdinand, der für viele der Hoffnungsträger eines neuen Preußen gewesen war. Sein Tod erschien ihnen nun als Vorzeichen kommenden Unheils und wurde von Theodor Fontane später mit den Worten kommentiert: »Prinz Louis war gefallen und Preußen fiel – ihm nach.« Tatsächlich war bereits vier Tage nach Louis Ferdinands Tod mit der Doppelschlacht von Jena und Auerstedt – dem »preußischen Cannae« – alles vorüber: Das preußische Heer unter dem Oberbefehl des senilen Herzogs

von Braunschweig, einem Neffen Friedrichs des Großen, wurde von Napoleons General Louis Nicolas Davout vernichtend geschlagen. Die Trennung der Truppen des Gegners und die Konzentration der eigenen Kräfte am entscheidenden Punkt hatten dem operativen Genie Napoleons den Erfolg gebracht, während die überholte preußische Strategie an ihrer eigenen Unbeweglichkeit erstarrt war. Die Disziplin der Preußen löste sich in Panikstimmung auf, der Rückzug wurde zu einer wilden Flucht, die Festungen kapitulierten bis auf wenige Ausnahmen kampfflos. Am 27. Oktober 1806 zog Napoleon als unumschränkter Sieger in Berlin ein. Stadtgouverneur Graf von der Schulenburg hatte bereits Tage zuvor in einem Aufruf verkündet, der König habe »eine Bataille verloren«, jetzt sei »Ruhe die erste Bürgerpflicht«. Die Mahnung wurde von der Berliner Bevölkerung ebenso befolgt wie von den an Gehorsam gewöhnten Staatsdienern. Während der Gouverneur mit den abziehenden preußischen Bataillonen die Hauptstadt verließ, leistete die Beamtenschaft, darunter fünf in Berlin verbliebene Minister, dem französischen Kaiser freiwillig den Treueid.

Doch die Ruhe war trügerisch. Denn die Niederlage wurde weithin nicht nur als militärische Katastrophe, sondern auch als politische Erniedrigung begriffen. Die Erschütterung reichte weit über Preußen hinaus und ergriff bald ganz Deutschland. Die deutsche Nationalbewegung des 19. Jahrhunderts hatte hier eine ihrer wichtigsten Wurzeln. So rief der 1764 in Breslau geborene Publizist Friedrich von Gentz, der zeitweilig in preußischen, zeitweilig in österreichischen Diensten stand, noch 1806 dazu auf, die nationale Zersplitterung zu beenden und durch Vereinigung des Nationalwillens Deutschland und Europa zu befreien. »Europa ist durch Deutschland gefallen«, schrieb er, »durch Deutschland muss es wieder emporsteigen. Nicht Frankreichs Energie oder Kunst, nicht die wildkonvulsivische Kraft, die aus dem giftigen Schlund der Revolution, eine vorüberziehende Wetterwolke, hervorbrach, nicht irgendeines Geschöpfes dieser Revolution persönliches Übergewicht oder Geschick hat die Welt aus ihren Angeln gehoben, die *selbstverschuldete Wehrlosigkeit* Deutschlands hat es getan«.

Es gelte daher, den unseligen inneren Zwiespalt, die Zersplitterung der Kräfte und die wechselseitige Eifersucht der Fürsten zu beenden: »Getrennt wurden wir niedergeworfen; nur vereint können wir uns wieder erheben.«<sup>4</sup>

Eine von Scharnhorst für Norddeutschland geplante Erhebung gegen Napoleon scheiterte jedoch am Einspruch des preußischen Königs: Friedrich Wilhelm III. mochte das Scheitern einer offenen Verschwörung nicht riskieren. In zwei Denkschriften an den Freiherrn vom Stein unter dem Datum des 21. und 23. August 1808

hatte Scharnhorst Richtlinien für geplante Bündnisverhandlungen mit Österreich und England formuliert und ein Zusammenwirken der Streitkräfte untereinander bei einer gleichzeitigen Volkserhebung gegen die Franzosen in Preußen sowie in den ehemals preußischen und hannoverschen Gebieten vorgeschlagen; Preußen sollte dabei von Österreich mit Waffen, von England mit »Subsidien und Anleihen« unterstützt werden.<sup>5</sup> Nachdem Scharnhorsts Initiative unterbunden worden war, blieb es bei einigen versprengten Aktionen, wie derjenigen des Majors Ferdinand von Schill, der schon 1806/07 bei der Verteidigung der Festung Kolberg hervorgetreten war und nun auf eigene Faust einen Aufstand anzettelte – allerdings vergeblich: Schill selbst fiel beim Straßenkampf in Stralsund, 11 seiner Offiziere wurden von den Franzosen in Wesel standrechtlich erschossen, mehr als 500 Mann auf französische Galeeren verschleppt.

Kaum besser erging es österreichischen Bemühungen, sich von der Herrschaft Napoleons zu befreien. Zwar erlitten die Franzosen 1809 in der Schlacht von Aspern und Eßling eine militärische Schlappe, als ihr Übergang über die Donau vorübergehend von den Österreichern blockiert wurde. Doch der Widerstand zerbrach nur wenig später an der inneren Zerstrittenheit der Aufständischen und der fehlenden Unterstützung aus Norddeutschland. Nur in Tirol dauerte die Erhebung unter Führung Andreas Hofers noch geraume Zeit an, der sich mit Mut und Geschick den überlegenen französischen Truppen entgegenwarf – traditioneller Wildschütz und freiheitsliebender Rebell zugleich: eine romantische Erscheinung, die prädestiniert war, zu einem Volkshelden stilisiert zu werden. Auch Hofer wurde noch im Jahre 1809 gefangengenommen und in Mantua standrechtlich erschossen. Von längerer Dauer war lediglich der Befreiungskampf in Spanien, der auf dem Seeweg über Portugal logistische Unterstützung aus Großbritannien erhielt und damit Napoleon erhebliche Probleme bereitete.

Dennoch regierte Napoleon auf dem Höhepunkt seiner Macht zwischen dem Frieden von Tilsit 1807 und dem Marsch nach Russland 1812 über fast ganz Europa: von Spanien im Westen bis zur russischen Grenze im Osten, von Neapel im Süden bis zur dänischen Grenze im Norden. Von seiner militärischen Strategie, die ihm diese Machtstellung ermöglicht hatte, und den politischen Voraussetzungen, an die sie gebunden war, profitierten indirekt auch die preußischen Reformer. Unbeabsichtigt wurde Napoleon dadurch – nach Friedrich dem Großen – zum zweiten Lehrmeister der preußischen Armee. Scharnhorst und Gneisenau studierten nach der Niederlage von Jena und Auerstedt das französische Vorbild und stellten das preußische Heer auf die neue Art der Kriegführung ein, die auf

grundlegenden politischen und sozialen Veränderungen beruhte.<sup>6</sup> Die Französische Revolution von 1789 hatte die alte Ständegesellschaft beseitigt, den wehrfähigen »Bürger« geschaffen und Napoleon eine Massenarmee aus Wehrpflichtigen zur Verfügung gestellt, die nicht zuletzt aus nationaler Leidenschaft agierte. »Alle Bewohner des Staates sind geborne Verteidiger desselben«,<sup>7</sup> notierte deshalb unter dem 31. August 1807 auch Scharnhorst in einem *Entwurf zur Bildung einer Reserve-Armee* mit dem Ziel, die friderizianische Armee des Absolutismus in eine Nationalarmee umzuwandeln.<sup>8</sup> Sein Schüler Hermann von Boyen, der ab 1808 als Major und Mitarbeiter Scharnhorsts in der Militärreorganisation tätig war, schuf dafür im Zusammenhang mit der großen Staatsreform des Freiherrn vom Stein im Militärgesetz von 1814 die Grundlagen des preußischen Wehrdienstes.

Auch das neue militärische Führungsdenken, das sich mit diesen Reformen verband, ging direkt aus dem Studium der napoleonischen Kriegskunst hervor.<sup>9</sup> Als nützlich erwiesen sich dabei nicht nur eigene Beobachtungen, sondern vor allem die Schriften des Schweizer Antoine-Henri Jomini, der bereits zu Lebzeiten Napoleons dessen strategische Kunst studiert und darüber Grundlegendes veröffentlicht hatte.<sup>10</sup> In seinen Untersuchungen der Revolutionskriege und seinem Bemühen, Kriegführung als »Wissenschaft« zu begreifen, hatte sich Jomini vornehmlich Fragen der »Strategie« gewidmet und dabei spezifische Techniken zur militärischen Analyse und Planung entwickelt, die sich als vorbildlich erweisen sollten. Viele seiner Ideen – etwa die Ausführungen zur Bedeutung »innerer Linien« bei militärischen Operationen – sind heute nur noch von historischem Interesse. Aber der grundsätzliche Ansatz, Kriegführung aus ihrem politischen und sozialen Kontext herauszulösen, Regeln für Entscheidungsprozesse und operatives Denken zu formulieren und den Krieg in ein gigantisches Schachspiel zu verwandeln, erwies sich als dauerhaft und beeinflusste nicht zuletzt die preußischen Militärreformer nachhaltig. Napoleon selbst bemerkte – bewundernd und ironisch zugleich – über Jomini, dieser habe ihn um die »innersten Geheimnisse« seiner Strategie betrogen, dabei allerdings nicht mehr als die »allgemeinen Regeln« durchschaut und somit das eigentliche militärische Genie, das sich gemäß seiner Intuition entfalte, verkannt.<sup>11</sup>

Tatsächlich war Jominis kühler Rationalismus vielleicht nicht geeignet, die Spontaneität der operativ-taktischen Entschlüsse zu erfassen, die zu den größten Stärken Napoleons gehörte. Die Interpretation Scharnhorsts hingegen, von denen Gneisenaus Feldzüge von 1813 bis 1815 maßgeblich inspiriert wurden und die sowohl die kreative Vorstellungskraft des Feldkommandeurs wie die moralische

Kraft der Truppen berücksichtigte, wurde den Führungseigenschaften Napoleons durchaus gerecht. Zu den Erkenntnissen, die Scharnhorst aus dem Studium der napoleonischen Kriegführung gewann, gehörte auch, dass er die Bedeutung begriff, die dem Moment der Überraschung und des Wagemuts – um nicht zu sagen: der kalkulierten Waghalsigkeit – bei militärischen Operationen zukam. Viele Erfolge Napoleons wurden dadurch besser erklärt als durch eine zumeist gar nicht vorhandene überlegene Strategie oder strategische Neuerungen. Scharnhorst forderte deshalb eine solche Bereitschaft zu überraschendem, eigenständigem Handeln innerhalb eines gewissen abgesteckten Rahmens nicht nur von der obersten militärischen Führung, sondern auch von den nachgeordneten Offizieren, deren Ausbildung entsprechend gestaltet werden musste.<sup>12</sup>

Die neue preußische Schule militärischen Führungsdenkens beließ es jedoch nicht bei der Theorie, sondern schuf sich auch ihre eigene Institution: den »Großen Generalstab«, der in den folgenden Jahrzehnten immer mehr zum Gehirn und Nervenzentrum der Armee werden sollte. Seine Ursprünge als Beratergremium des Königs reichten weit zurück, doch erst in den Reformjahren unter Scharnhorst und Gneisenau näherte er sich seiner späteren, an französischen Vorbildern orientierten Gestalt.<sup>13</sup> Als Scharnhorst 1809 das preußische Kriegsministerium reorganisierte, gründete er eine spezielle Abteilung, die mit Plänen für die Organisation und Mobilisierung sowie für die Ausbildung und Erziehung der Armee in Friedenszeiten beauftragt wurde. Auch die Zuständigkeiten für die Vorbereitung militärischer Operationen durch Aufklärung und topografische Studien wurden in diese Abteilung verlegt, ebenso die Erarbeitung taktischer und strategischer Methoden. Als Kriegsminister behielt sich Scharnhorst selbst die Leitung dieser Abteilung vor und übte in Kriegsspielen und Stabsmanövern einen starken Einfluss auf das taktische und strategische Denken der Offiziere aus. Außerdem wurde es bald zur Gewohnheit, diese Offiziere als Adjutanten verschiedenen Einheiten der Armee zuzuteilen, um die Ideen ihres Stabschefs möglichst flächendeckend zu verbreiten.<sup>14</sup>

Scharnhorsts früher Tod im Sommer 1813 verhinderte allerdings nicht nur die Übernahme eines eigenen Feldkommandos, sondern verzögerte auch den weiteren Aufbau des Großen Generalstabes. Zwar gelang es Gneisenau als Stabschef vom Herbst 1813 bis zum Sommer 1815, den Beweis zu erbringen, dass die Reformer in der Lage waren, die neue Militärphilosophie in militärische Erfolge umzusetzen. Aber unter Gneisenau sowie unter seinem Nachfolger Carl Wilhelm Georg von Grolman, der den Generalstab von 1815 bis 1819 leitete, blieb der von

Scharnhorst hinterlassene vielversprechende Torso unvollendet. Zwischen Kriegsministerium und dem Vorläufer des späteren Geheimen Militärkabinetts fristete er ein eher unbedeutendes Schattendasein. Es ist sogar wahrscheinlich, dass der Generalstab eine Abteilung des Kriegsministeriums geblieben wäre, wenn Preußen ein Parlament erhalten hätte. Die absolutistische Struktur der preußischen Regierung machte es jedoch möglich, die militärischen Verantwortlichkeiten unter dem Oberbefehl des Königs zu teilen. So wurde der neue Generalstabschef Karl Freiherr von Müffling 1821 samt seiner Dienststelle aus dem Kriegsministerium ausgegliedert und zum höchsten Berater des Königs in Fragen der Kriegführung ernannt, während die Zuständigkeiten des Kriegsministeriums auf die politische und administrative Kontrolle der Armee beschränkt wurden. Die Entscheidung hatte weitreichende Konsequenzen, denn sie versetzte den Generalstab in die Lage, allmählich eine Führungsrolle in militärischen Angelegenheiten zu übernehmen und diese nicht erst nach Ausbruch eines Krieges, sondern bereits während seiner Vorbereitung und in der ersten Phase der Operationen zu praktizieren.<sup>15</sup>

Bis dahin war es allerdings noch ein langer Weg, bei dem Rückschläge nicht ausblieben. Dies betraf zum Beispiel die Bildungsanforderungen der Reformer um Scharnhorst, Gneisenau und Grolman, die schon bald wieder in Vergessenheit gerieten. Stattdessen wurde Unbildung im Offizierskorps – in vordergründiger Imitation Blüchers (des »Marschall Vorwärts«, wie ihn die Russen nach seinen Erfolgen gegen die Franzosen an der Katzbach sowie bei Wartenburg an der Elbe und in der Völkerschlacht bei Leipzig respektvoll, aber nicht unbedingt schmeichelhaft nannten) – bewusst zur Schau getragen. Noch in den 1950er-Jahren kultivierte Generalfeldmarschall Friedrich Graf Wrangel, der 1848 mit einer seinem Befehl unterstehenden Bundesarmee zunächst die Dänen aus Schleswig und einige Monate später auf Anordnung König Friedrich Wilhelms IV. die preußische Nationalversammlung aus Berlin vertrieben hatte, die Pose des ungebildeten Haudegens, der wie Blücher einer geistigen Verfeinerung nicht bedurfte.<sup>16</sup> Demgegenüber galt der Generalstab vielerorts – besonders unter Truppenoffizieren, aber auch in Kreisen der Regierung – als eine eigentlich unnötige Einrichtung, die ständig von geistiger Überfrachtung bedroht sei. Die Folge waren ein fortschreitender Imageverlust sowie immer neue Sparerlasse, die die Leistungsfähigkeit beeinträchtigten und damit das Prestige noch weiter absinken ließen. Die Tatsache etwa, dass den Divisionen bereits 1824 die Generalstabsoffiziere wieder entzogen wurden, wirkte sich nachteilig auf die Fähigkeit des Generalstabes aus, seine

Auffassung in der Truppe zur Geltung zu bringen. Aber auch das Ansehen und der Einfluss des Generalstabschefs blieben auf Jahrzehnte hinaus hinter dem des Kriegsministers oder der Kommandierenden Generale zurück. Vor allem fehlte die »Immediatstellung«, also das Recht zum persönlichen Vortrag beim König, das alle Kommandierenden Generale seit 1808 besaßen.<sup>17</sup> Von der Achtung oder gar der Bewunderung, die der Generalstab nach den Einigungskriegen und während des Kaiserreiches erfuhr, war er somit in den 20er- und 30er-Jahren des 19. Jahrhunderts noch weit entfernt.

## II.

Dennoch bildeten die Ideen und Einrichtungen, die im Umfeld der Befreiungskriege entstanden, einen überaus günstigen Nährboden für die Entfaltung des militärischen Talents von Helmuth von Moltke. Wie Scharnhorst und Gneisenau war Moltke kein Preuße, sondern stammte, im Jahre 1800 geboren, aus dem benachbarten Mecklenburg. Sein Vater, Friedrich von Moltke, war zunächst preußischer Offizier gewesen, hatte aber nach seiner Heirat mit der Lübecker Patriziertochter Henriette Paschen den Dienst quittiert, sich der Landwirtschaft verschrieben und endlich, beruflich wie privat glücklich, seinen Offiziersberuf im Dienst des Königs von Dänemark wieder aufgenommen, der damals als Herzog von Schleswig und Holstein noch ein deutscher Prinz war. Für Helmuth von Moltke bedeutete die wachsende Entfremdung und schließliche Trennung seiner Eltern eine freudlose Kindheit und eine von dem Gefühl der Heimatlosigkeit geprägte Jugend. Bereits als Siebenjähriger war er mit seinen beiden älteren Brüdern zu einem holsteinischen Pastor in Pension gekommen. Vier Jahre später hatte er mit einem dieser Brüder die Landkadettenakademie in Kopenhagen bezogen, wo er 1819 die Offiziersprüfung ablegte. Die Erinnerung an diese Zeit war düster. Er habe, schrieb er 1829 in einem Brief an seinen Bruder Ludwig, im Elternhaus »keine Erziehung, sondern nur Prügel erhalten«.<sup>18</sup> Und in Kopenhagen, klagte er noch 1866 – also Jahrzehnte später – im Gespräch mit einem Journalisten, sei es nicht besser gewesen: »Ohne Verwandte und Bekannte in einer fremden Stadt, brachten wir dort eine recht freudlose Kindheit zu. Die Behandlung war streng, selbst hart, und heute, wo mein Urteil doch unparteiisch darüber geworden ist, muss ich sagen, sie war zu streng, zu hart. Das einzige Gute, welches diese Behandlung mitbrachte, war, dass wir uns früh an Entbehrungen aller Art gewöhnen mussten.«<sup>19</sup>

Nach solchen Erfahrungen und angesichts wenig verlockender Karriereaussichten in dänischen Diensten bewarb sich Moltke alsbald um ein Offizierspatent in der preußischen Armee. Im Januar 1822 wurde er als Secondelieutenant in das 8. (Leib-)Infanterieregiment aufgenommen, nachdem er eine nochmalige Offiziersprüfung glänzend bestanden hatte. Er war allerdings keine imponierende physische Erscheinung und musste es sich, als er zum ersten Mal seinen Zug vorführte, gefallen lassen, dass der als Zuschauer anwesende Prinz Wilhelm lakonisch über ihn bemerkte: »Keine gute Akquisition.«<sup>20</sup> Das Urteil war jedoch verfrüht, und Moltkes vielversprechendes Talent blieb nicht lange verborgen. Er legte hervorragende Probearbeiten vor; eine Prüfungskommission bescheinigte ihm »eine nicht gewöhnliche Bildung und eine auffallende Reife des Verstandes«.<sup>21</sup> Bereits 1823 konnte er vorzeitig die Kriegsakademie beziehen, die damals unter der Leitung von Clausewitz stand, der allerdings keine Vorträge hielt und den Moltke nicht persönlich kennenlernte. 1826 kehrte er für zwei Jahre zu seinem Regiment zurück. Danach wurde er, ebenfalls vorzeitig, zum Topographischen Büro des Generalstabes abkommandiert. Er absolvierte die Allgemeine Kriegsschule und empfahl sich durch ausgezeichnete Leistungen endgültig für die Generalstabslaufbahn. Nennenswerte Truppenkommandos erhielt er nun nicht mehr. Dafür blieb er dem Generalstab für mehr als 60 Jahre verbunden.

Die Tatsache, dass Moltke seit 1835 keinen Truppendienst mehr leistete, ist jedoch – worauf Eberhard Kolb zu Recht hingewiesen hat – durch die Feststellung zu ergänzen, dass Moltke »einer der ganz wenigen preußischen Offiziere gewesen ist, die zwischen 1815 und 1864 die Wirklichkeit des Krieges kennengelernt haben«.<sup>22</sup> Dies geschah 1838/39, als Moltke den türkischen Oberbefehlshaber Hafiz Pascha im Feldzug der türkischen Armee gegen die in Syrien operierende ägyptische Armee des Mehmed Ali beriet und schließlich am 24. Juni 1839 an der Schlacht von Nisib teilnahm. Vorangegangen war Moltkes eigener Entschluss, nach Beendigung der Kriegsschule im Herbst 1835 einen sechsmonatigen Urlaub zu erbitten, um eine große Mittelmeer- und Orientreise antreten zu können. Aus den sechs Monaten wurden schließlich vier Jahre, da König Friedrich Wilhelm III. während des Aufenthalts Moltkes in Konstantinopel dem Wunsch des Sultans entsprach, ihm einige preußische Offiziere als Militärberater zur Verfügung zu stellen. Da Moltke sich ohnehin bereits vor Ort aufhielt, wurde er der Beratergruppe zugeteilt. Von den Erfahrungen, die er dabei machte, berichtete Moltke in seinen »Briefen aus der Türkei«, die erstmals 1841 erschienen und mit denen er endgültig seinen Ruf als gelehrter Offizier begründete.<sup>23</sup> In der Schlacht von Nisib allerdings

setzte sich Hafiz Pascha über die Ratschläge des jungen preußischen Hauptmanns hinweg und erlitt eine blutige Niederlage. Moltke, inmitten der besiegten, panisch fliehenden Truppen, sah den Krieg in seiner schlimmsten Form.

Nach seiner Rückkehr aus der Türkei um die Jahreswende 1839/40 versah Moltke Generalstabsdienst beim IV. (Magdeburger) Armeekorps mit Dienstsitz in Berlin und ging im Herbst 1845 als Adjutant des Prinzen Heinrich von Preußen, einem Bruder König Friedrich Wilhelms III., nach Rom, wo der Prinz seit 30 Jahren ein Einsiedlerdasein als Kunstliebhaber führte. Nach dem Tod des Prinzen Ende 1846 folgte eine kurze Tätigkeit beim Generalstab des VIII. Armeekorps in Koblenz, im August 1848 die Ernennung zum Chef des Generalstabes des IV. Armeekorps in Magdeburg sowie 1855 die Berufung zum ersten persönlichen Adjutanten des Prinzen Friedrich Wilhelm – des späteren Kaisers Friedrich III. –, den Moltke auch auf seinen Reisen nach Großbritannien, Paris, St. Petersburg und Moskau begleitete, ehe er im Oktober 1857 zum Chef des Generalstabes der Armee berufen wurde.

Diese äußeren Daten, die den Aufstieg Moltkes bis an die Spitze der preußischen Armee beschreiben, sind indessen kaum geeignet, diesen auch zu erklären. Weder war er der originelle politische und militärische Denker oder Staatsmann, der er in der Tradition Scharnhorsts und Gneisenaus vielleicht hätte sein sollen, noch zeichnete er sich bis zu diesem Zeitpunkt durch besondere soldatische Leistungen aus. Er war weder Kriegsheld noch politischer Kopf, weder Draufgänger noch Diplomat, sondern ein gewiss kluger Offizier, der sich im Generalstab vornehmlich mit Kartenwesen, Topografie und Geografie beschäftigt hatte und seinen kärglichen Sold mit der Veröffentlichung von Kurzgeschichten und Übersetzungsarbeiten aufbessern musste, um das kostspielige gesellschaftliche Leben in Berlin finanzieren zu können. Eine Biografie Moltkes »in dem eigentlichen, rechten Sinne des Wortes« lasse sich nicht schreiben, meinte Hans Delbrück deshalb zu seinem 100. Geburtstag, denn von einer »inneren Entwicklung« könne bei ihm nicht die Rede sein: Er habe eigentlich keine gehabt – »keine inneren Kämpfe, keinen Sturm und Drang, keine differenzierten Epochen der Weltanschauung oder der Lebensführung. Auf allen Gebieten der gleiche und gleichmäßige, klare, mächtige, aber still dahinflutende Strom.«<sup>24</sup> Auch wenn diese Behauptung einer ungebrochenen Kontinuität im Leben Moltkes heute kaum noch aufrechtzuerhalten ist,<sup>25</sup> bleibt richtig, dass Moltke sich nicht zuletzt im Vergleich zu seinen prominenten Vorgängern durch ein hohes Maß an Stetigkeit und Berechenbarkeit auszeichnete und sich stets auf das unmittelbare Feld seiner militärischen Profession beschränkte.

Scharnhorst und Gneisenau waren, wenn auch in unterschiedlichem Maße, Generale und Politiker zugleich gewesen. Ihre Pläne für eine Reorganisation der Armee hatten darauf abgezielt, die Entwicklung der deutschen Nation insgesamt zu beeinflussen, waren mithin nicht auf den militärischen Bereich beschränkt gewesen. Es war daher kein Zufall, dass die Reformer in den konservativen Kreisen Preußens ebenso als verdächtig erschienen wie an den Höfen in Österreich und Russland. Nach dem Abklingen der Französischen Revolution und dem Sieg über Napoleon wurden Gneisenau und seine jüngeren Mitstreiter deswegen ziemlich bald politisch neutralisiert. Scharnhorst war zu diesem Zeitpunkt bereits tot. Clausewitz – in seiner Bedeutung oft überschätzt – wirkte ohnehin mehr als militärischer Schriftsteller denn als militärischer Stratege.<sup>26</sup> Eine öffentliche Rolle hat er, im Unterschied zu Scharnhorst und Gneisenau, nie gespielt. Abgesehen von einer kurzen Zeit als Stabschef der preußischen Truppen im Rheinland nach dem Wiener Kongress erhielt er kein größeres Kommando. 1818, im Alter von 38 Jahren, wurde ihm die Leitung der Kriegsakademie in Berlin angeboten – ein Verwaltungsposten, den er ohne Enthusiasmus übernahm und vor allem dazu nutzte, sein Buch *Über den Krieg* zu schreiben. Nennenswerte Spuren hat er dort nicht hinterlassen, zumal ihn bereits 1831 die große Choleraepidemie vor der Zeit aus dem Leben riss. Auch er also, in hohem Maße ein politischer Kopf und ein militärischer Philosoph, früh kaltgestellt, und überdies noch früh gestorben.<sup>27</sup>

Moltke dagegen verkörperte einen gänzlich anderen Typus des Generalstabs-offiziers. Zwar sah er die enge innere Verbindung zwischen Militär und Politik und war politisch durchaus interessiert. Aber er hielt sich in aller Regel zurück, wenn es um aktive Einflussnahme auf die Tagespolitik ging – von Ausnahmen abgesehen, wie etwa bei seinem deutlichen und frühen Rat zu einem Waffengang gegen Frankreich, den er für unvermeidlich hielt. Den Vorrang der politischen Instanzen und ihre Entscheidungskompetenz stellte er jedoch nie infrage. Zudem war er von der Überlegenheit der monarchischen Regierungsform überzeugt, die er besonders dadurch gerechtfertigt sah, dass sie es den Militärs erlaubte, die Angelegenheiten der Armee ohne Behinderung durch sachfremde Elemente zu regeln. Die Niederlagen der deutschen Liberalen in der Revolution von 1848/49 und dann erneut unter Bismarck in den 1860er-Jahren empfand er als glückliche Fügung und war darüber höchst befriedigt. Im Übrigen präsentierte er sich – im Gegensatz zu seinen politisch draufgängerischen Vorgängern – als ein ruhiger und besonnener Offizier mit gemäßigten politischen Ansichten, dazu umfassend gebildet und ein militärischer Fachmann besonderer Güte: ein professioneller Generalstabsmann,

der weder dem Kastendenken der friderizianischen Zeit noch der politisierten Atmosphäre der Befreiungskriege verhaftet war. Er hatte in sich beides überwunden, repräsentierte gewissermaßen eine neue, dritte Generation der preußischen Generalität, die nach 1857 zunehmend in Führungspositionen gelangte und bald immer erkennbarer den Ton angab.

Dabei verdankte Moltke seinen Aufstieg an die Spitze des Generalstabes nicht nur seiner unbestrittenen fachlichen Qualifikation, sondern ebenso der Aufmerksamkeit, die er nach seiner Orientreise und der Veröffentlichung seiner »Briefe aus der Türkei« am Hofe fand. Nachdem König Friedrich Wilhelm IV. ihn 1855 zum ersten persönlichen Adjutanten des Prinzen Friedrich Wilhelm ernannt hatte, wurde auch der Vater des Prinzen, der spätere König und Kaiser Wilhelm I., auf ihn aufmerksam. Gänzlich in militärischer Tradition erzogen, hatte Wilhelm im Juni und Juli 1849 die preußischen Truppen bei der Niederschlagung der Aufstände in Baden befehligt und im Volksmund den Beinamen »Kartätschen-Prinz« erhalten. Nun entdeckte er die militärischen Talente Moltkes – und wohl auch die Gemeinsamkeit ihrer antirevolutionären politischen Auffassungen. Beides schien den Wahlpreußen Moltke, der nicht der altpreußischen Aristokratie entstammte, den aufgeklärten Absolutismus einer erblichen Monarchie aber als ideale Staatsform betrachtete,<sup>28</sup> für die Position des Generalstabschefs zu qualifizieren. Als Prinz Wilhelm am 8. Oktober 1857 die Regentschaft für seinen seit Längerem schwer erkrankten und inzwischen nicht mehr handlungsfähigen Bruder übernahm, berief er bereits drei Wochen später den damaligen Generalmajor Helmuth von Moltke, wenngleich vorerst nur kommissarisch, an die Spitze des Generalstabes der Armee, wobei er ihm trotz seines viel zu geringen Dienstalters den Vorzug vor anderen Kandidaten gab.<sup>29</sup>

Ermöglicht wurde die Berufung Moltkes jedoch erst durch den zufälligen Umstand, dass der bisherige Generalstabschef, General der Kavallerie Karl Friedrich Wilhelm von Reyher, am Tage vor der Übernahme der Regentschaft durch Wilhelm nach fast zehn Jahren an der Spitze der preußischen Armee überraschend verstorben war. Die Position war also vakant, und Reyher selbst wie auch andere urteilsfähige Persönlichkeiten hatten Moltke ausdrücklich für den Posten empfohlen. Und Moltke erfüllte die in ihn gesetzten Erwartungen: Bescheiden, still und effizient verwirklichte er die politischen und technischen Reorganisationen, die Wilhelm und sein Kriegsminister, der streng konservative Altpreuße Albrecht Graf von Roon, im Zuge ihrer »Heeresreform« veranlassten. In den Beratungen des Staatsrates wurde der schweigsame Moltke dabei von der mächtigen und lauten

Persönlichkeit Roons regelmäßig in den Schatten gestellt. Wilhelm war so daran gewöhnt, militärische Ratschläge nur von seinem Kriegsminister entgegenzunehmen, dass der unpräzise Moltke darüber oftmals in Vergessenheit geriet. Auch bei der Truppe war sein Bekanntheitsgrad zunächst gering. Noch am Morgen des 3. Juli 1866, zu Beginn der Schlacht bei Königgrätz, soll der Kommandeur der 6. Division, Generalleutnant Gustav von Manstein, nach einem schriftlich überbrachten Befehl des Generalstabschefs, dem beim Aufmarsch gegen Österreich die gesamte preußische Armee unterstellt war, geantwortet haben: »Das ist alles sehr richtig, wer aber ist der General Moltke?«<sup>30</sup> Einen Tag später hätte sich diese Szene wohl kaum noch so abgespielt: Moltke war durch Königgrätz über Nacht ein berühmter Mann geworden.

### III.

Die Umstrukturierungen, die im Rahmen der Heeresreform Wilhelms I. geplant wurden, zielten sowohl auf eine zahlenmäßige Verstärkung der Armee als auch auf eine Verbesserung ihrer Kampfkraft. So sollten der Umfang der Streitkräfte verdoppelt und die Wehrdienstzeit von zwei auf drei Jahre verlängert werden. Die Bedeutung der milizartigen Landwehrverbände, die militärisch als wenig schlagkräftig galten, würde sich dementsprechend zugunsten des stehenden Heeres verringern. Der liberale Geist, der seit den Befreiungskriegen in der Landwehr überdauert hatte, würde praktisch beseitigt; das adlige Offizierskorps erhielt die unangefochtene Kontrolle über die Armee. Die liberalen Abgeordneten des preußischen Landtages, die zu Recht befürchteten, von dieser konservativen »Wende« – in deren Zusammenhang auch die Berufung Bismarcks zum preußischen Ministerpräsidenten gehörte – erdrückt zu werden, lehnten deshalb bei der Verabschiedung des Haushalts am 23. September 1862 gegen die elf Stimmen der Konservativen sämtliche Kosten für die Heeresreorganisation ab. Resigniert bemerkte König Wilhelm I. danach am Abend des 23. September in einem Brief an seine Frau, die Entscheidung, »die Armee Reorganisation rückgängig zu machen«, sei gleichbedeutend mit der Absicht, »den Ruin der Armee und des Landes zu dekretieren«.<sup>31</sup>

Doch Bismarck fühlte sich dadurch herausgefordert. In einer denkwürdigen Sitzung der Budgetkommission des Landtages am 30. September 1862, wenige Tage nach seiner Ernennung zum Ministerpräsidenten, erklärte er in unmiss-

verständlichen Worten: Nicht auf Preußens Liberalismus schaue Deutschland, sondern auf seine Macht; nicht durch Reden und Majoritätsbeschlüsse würden die großen Fragen der Zeit entschieden, sondern »durch Eisen und Blut«. <sup>32</sup> Unter Missachtung des Budgetrechts des Parlaments zog er den bereits verabschiedeten Haushalt zurück und setzte die Heeresreform ohne Zustimmung der Abgeordneten in Kraft. Der Konflikt um die Heeresverstärkung weitete sich zu einem Verfassungskonflikt aus, der erst nach den militärischen Erfolgen von 1864 und 1866 beigelegt werden konnte, als sich endlich eine Perspektive für die deutsche Einheit abzeichnete. In der allgemeinen Stimmung nationaler Euphorie reichten Krone und Ministerium nun dem Parlament die Hand zur Versöhnung, indem sie sich zum Verfassungsstaat bekannten und den Landtag baten, die Budgets der Jahre 1862 bis 1865 rückwirkend gutzuheißen und die Regierung Bismarck zu entlasten, ihr sogar ausdrücklich »Indemnität«, also Strafflosigkeit, für ihr Verhalten am Rande, wenn nicht sogar außerhalb der Legalität zuzugestehen. <sup>33</sup>

In den Augen Moltkes bewiesen diese Querelen nur erneut die politische Verantwortungslosigkeit der Liberalen, die offenbar nicht bereit waren, die Belange der Partei hinter die Interessen des Staates zurücktreten zu lassen und die Pläne für die dringend notwendige Heeresverstärkung zu unterstützen. Nachdem Bismarck die Reform dennoch auf den Weg gebracht hatte, bestand Moltkes Aufgabe darin, die Reorganisation der Armee entsprechend den politischen Vorgaben in die Tat umzusetzen und dabei vor allem das Kernziel zu verfolgen, die militärische Schlagkraft Preußens zu erhöhen. Die Revolutionen von 1848/49, der Aufstieg des Zweiten Kaiserreiches in Frankreich und der Krimkrieg von 1853 bis 1856 hatten gezeigt, dass um die Jahrhundertmitte eine neue Epoche der europäischen Geschichte begonnen hatte, in der militärische Macht wieder freizügiger als in den Jahrzehnten zuvor genutzt wurde. Hinzu kam der allgemeine Wandel der ökonomischen und sozialen Strukturen als Folge der Industrialisierung und Modernisierung. Technische Erfindungen veränderten den Alltag und zwangen auch das Militär, sich dem Tempo, den Möglichkeiten und Erfordernissen der neuen Zeit anzupassen. Nicht zuletzt bedurfte es in diesem Zusammenhang einer grundlegenden Neuorientierung des militärischen Führungsdenkens, wobei dem Generalstab wiederum eine zentrale Bedeutung zufiel.

Die Herausforderung, den Generalstab in eine moderne, den neuen Bedingungen entsprechende Planungs- und Führungseinrichtung zu verwandeln, wurde von Moltke unverzüglich in Angriff genommen. Seine Amtsvorgänger, Wilhelm Johann von Krauseneck (Generalstabschef bis 1848) und Karl Friedrich Wilhelm